

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 287 Bydgoszcz / Bromberg, 16. Dezember 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer
(Copyright by) Verlag Knorr & Hirth, G. m. b. H., München 1935

(27. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Der Bohrer ruht im Kamp Tantajuca. Aber die Lokomobilen arbeiten, pressen mit Hochdruck den Zementbrei aus den Mischmaschinen durch das Gestänge ins Innere der Erde. Es sind dieselben Menschen, dieselben Maschinen, die gestern gearbeitet haben. Und doch liegt eine andere Art in ihrer Tätigkeit, klingt ein anderer Unterton durch das Lager. Denn die Gewißheit des Erfolges liegt wie ein Lachen auf allen Gesichtern. Noch wird es acht, zehn Tage dauern, bis der Betonblock in 3500 Fuß Tiefe erhärtet ist, bis der Spezialbohrer sich durchgefressen hat, bis die ersten, schillernden Blasen aufsteigen. Aber schon weiß Tantajuca, schon weiß Tampico davon, mit einem Schlag schweigt das schadenfrohe Raunen und Munkeln um die Dodson Company, ihre Aktien werden zu den höchsten Preisen gefragt, sind aber nicht erhältlich. Jensen steht seit frühmorgens am Fernsprecher, beordert neue Baukolonnen nach Tantajuca, läßt sich von Collins Glück wünschen, findet kaum Zeit, der emsig tippenden Luise im Vorübergehen über die Haare zu streichen. Und schon steht er wieder beim Turm, treibt mit Lachen und Scherzen die Arbeiter an, die die Mischmaschinen bedienen.

Sie kommt ihm auf halbem Weg entgegengelaufen, eine Zeitung in der Hand. „Gus, etwas Furchtbares ist geschehen! Frank Leßner ist in Victoria wegen Mordes verhaftet worden!“

Gus reißt ihr das Blatt aus der Hand, liest im Gehen den groß aufgemachten Bericht. „Wo ist Vic?“

„Er schläft.“

„Halt!“ schreit Gus dem Fahrer eines Lastwagens zu, der eben nach Tuxpan starten will, „warte noch einen Augenblick!“

Vic liegt in tiefem Erschöpfungsschlaf in seinem Zimmer. Gus zögert, dann rüttelt er ihn wach. „Höre, Vic, du mußt sofort nach Victoria fahren.“

„Nach Victoria?“ gähnt Vic. „Wozu?“

Gus gibt keine Antwort. Er hilft ihm in den Rock, stülpt ihm den Hut auf den Kopf, schiebt ein paar Banknoten in seine Tasche und schleppt ihn zum Wagen. Erst wie er neben dem Manne sitzt und der Wagen sich schon langsam in Bewegung setzt, reicht er ihm die Zeitung hinauf: „Mach's gut, Vic! Es geht um das Leben deines alten Freundes!“

Der schwere Lastwagen holpert und rumpelt über die ausgefahrene Straße gegen Tantajuca. Gähnend, mit zwinkernden Augen richtet sich Vic auf dem harten Sitz zurecht, schaut verständnislos den Fahrer an, sieht die zerknitterte Zeitung in seiner Hand. Was hat Gus gesagt? „Es geht um das Leben deines alten Freundes!“ Um Frank?! Mit einem Ruck fällt der Schlaf von ihm ab, er sieht mit wachen Augen vor dem Rätsel dieser Worte. Die Zeitung, sie muß die Aufklärung enthalten. Mit hastigen Händen glättet er sie auf seinen Knien, liest. Die fetten Buchstaben tanzen vor seinen Augen, ordnen sich schließlich zu der Nachricht, die sein Blut erstarren läßt: „Mordanschlag auf Portez Gil im Teatro Nacional in Victoria. Portez Gil unverletzt!

Im Teatro Nacional fand gestern abend ein Wohltätigkeitsfest zugunsten der verunglückten Bergleute von Huixtla statt, zu dem sich die ganze Gesellschaft Victorias, darunter auch Senator Portez Gil, der aussichtsreiche Kandidat für die Gouverneurswahl, eingefunden hatte. Während des Opfertanzes der indianischen Tänzerin Estrellita, la Azteka, gaben drei Männer aus ihrer Truppe Revolverschüsse gegen die Proszeniumsloge ab, in der Portez Gil saß. Er selbst blieb wie durch ein Wunder unverletzt, während zwei Herren seiner Begleitung dem Anschlag zum Opfer fielen. Detektive und Zuschauer eröffneten sofort ein Feuer gegen die Bühne. Durch die Kugeln und die Panik in dem finsteren Saal wurden weitere acht Personen, darunter vier Frauen, getötet.

Die sofort eingeleitete Untersuchung ergab schwer belastendes Material gegen den Gegenkandidaten Porfirio Legueiro, der sofort in Haft genommen wurde. Auch die schwerverwundete Tänzerin Estrellita, die inzwischen ihren Verletzungen erlegen ist, hat ihn vor ihrem Tode eidlich als Urheber des Attentats bezeichnet. Die Polizei hat außerdem zahlreiche Personen verhaftet, darunter den Geliebten der Tänzerin, Frank Leßner, der bei einem Fluchtversuch von der Bühne einen Polizisten erschossen hat und dabei selbst verwundet wurde.

Das furchtbare Ereignis hat gezeigt, zu welchen Folgen . . .“

Starr und blicklos schaut Vic über den grauen Busch. Die schwere Maschine des Fahrzeugs rattert, keucht immer wieder die Worte: Frank gefangen, Frank gefangen, Frank gefangen! Vic zwingt das aufkeimende Entsetzen nieder, versucht kühl und logisch zu denken. Frank hat einen Polizisten getötet, er erscheint des Anschlages auf Portez Gil verdächtig; das — das bedeutet: Tod durch Erschießen. Tod durch Erschießen!

„Verdammt“, brüllt er den Mann an, „fahr schneller, du kriechst ja!“

Der Mestize schaut überrascht dem sonst so gleichmütigen Deutschen ins Gesicht, sieht den verzweifelten Blick seiner Augen: „Ölkoller“, denkt er sich, gibt wortlos Vollgas. Der leere Wagen verschlingt aufheulend die Straße, eine haushohe Wolke von Staub und Sand folgt ihm.

Vier Stunden lang starrt Vic auf den Kilometerzähler, keucht nur ein heiseres „Schneller, schneller!“, wenn der Zeiger unter sechzig Meilen heruntersinkt. In Tamiahua drückt er dem Chauffeur wortlos zwanzig Dollar in die Hand, stürzt zur Hafenstation, springt auf das einzige Motorboot. „Nach Tampico, hundert Dollar!“ Der Maschinist reißt seinen Blick von der lockenden Banknote und schüttelt den Kopf: „Unmöglich, Senor! Ohne Bewilligung des Lagerleiters darf ich nicht fahren.“

„Wo ist er?“

„Auf einer Reise, kommt erst abends zurück.“

Vic nimmt die Banknote in die linke Hand und zieht mit der Rechten die Pistole. „Vorwärts!“

Der Maschinist sieht das Geld, die Waffe, die sich gegen seine Brust richtet. Achselzuckend löst er die Vertäuung, wirft den Motor an und richtet den Bug gegen Norden. Wie ein Pfeil schießt das Boot durch die Lagune von Tamiahua gegen Tampico. Versteinert sitzt Vic neben dem Maschinisten, die zerknüllte Banknote, die Pistole krampfhaft in den Händen haltend. „Schneller, schneller!"

Vor Tampico, an der Stadtzollgrenze, nimmt der Bootsführer Gas weg, will zum Zollhaus steuern. „Zum Teufel, weiter, weiter!" Vic stößt ihm den Pistolenlauf in die Rippen. Der Motor heult auf, das Boot teilt die ölbedeckten Wasser des Panucodeltas und legt am Huesteca-Pier an. Mit einem Satz ist Vic am Land, wirft dem zitternden Mann das Geld zu und taucht in das Dunkel der Nacht.

Eine Viertelstunde später rast ein Auto gegen Victoria. Die Straße führt durch altes Ölland. Aus dem schwarzen Mantel der Nacht springen rechts und links grelle Lichtflecke. Gespenstisch, unwirklich ragen Bohrtürme wie hölzerne Riesenfinger in sie hinein. Rufend? Verheißungsvoll? Nein, warnend, drohend . . .

*

Unschlüssig steht er auf der Straße. Von allen Wänden, von allen Bildsäulen schaut ihm das vornehme, freundliche Gesicht Portez Gils entgegen. Das Bild Legueiros, jedes Wort, das an ihn erinnern könnte, ist verschwunden, weggewischt. Das mißglückte Attentat hat Portez Gil schon vor der Wahl zum mächtigsten Mann in Victoria gemacht.

Portez Gil muß helfen!!!

Wagen um Wagen steht auf der Straße vor dem Hause des kommenden Gouverneurs. Die Wache an der Tür hält Kroll an, fragt nach seinem Begehr. „Ich kann wichtige Aufklärungen über das Attentat geben." Mißtrauische Blicke treffen ihn, Hände durchsuchen seine Taschen nach Waffen. Von einem Pförtner begleitet, darf er endlich eintreten. In einem Zimmer voll Menschen wartet Vic in quälender Angst, ob er überhaupt vorgelassen wird. Der Diener, der seine Karte hineingetragen hat, kommt zurück, flüstert dem Mann ein paar Worte zu „Bitte, Senor Kroll, Sie werden erwartet!"

Eine Tür öffnet sich, eine Tür schließt sich. Vic steht vor dem Mann, in dessen Hand sein und Franks Schicksal liegt.

„Bitte, fassen Sie sich kurz, Senor Kroll. Vieles, was Sie mir sagen können, ist mir schon bekannt. Ich kenne den unterirdischen Kampf, den die Vulkan Company gegen die Dodson Company geführt hat. Sie sind einer der beiden Optionsinhaber?"

„Jawohl, Senor. Und der andere, mein Freund Frank Leßner, sitzt unter Mordanklage im Gefängnis."

Überrascht schaut Portez Gil auf. „Ein Teilhaber der Dodson Company als Mitschuldiger Legueiros? Das verstehe ich nicht. Nehmen Sie Platz, bitte, erzählen Sie!"

Die aufkeimende Hoffnung legt Vic Worte auf die Zunge, aus denen die Wahrheit klingt, die überzeugen müssen. In wenigen Minuten kennt Portez Gil jede Einzelheit des Dramas der beiden Freunde. Und er weiß noch mehr. Er weiß, daß Frank Leßner an dem Mordanschlag gegen ihn unbeteiligt ist, er sieht die bebende Angst in den Augen des Erzählenden. Er weiß, was Freundschaft ist, er weiß, um was Vic Kroll kämpft.

„Ich glaube Ihnen, Senor Kroll! Aber Gerechtigkeit muß sein. Ihr Freund hat einen Polizisten in Ausübung seines Dienstes erschossen. Es war kein Meuchelmord, es war Verblendung oder —" er sucht krampfhaft ein milderndes Wort — „nennen wir es eingebildete Notwehr. Das mildeste Urteil, das Ihr Freund zu gewärtigen hat, ist eine angemessene Entschädigungssumme an die Hinterbliebenen und einige Jahre Kerker."

„Senor! Mein Freund ist verwundet, braucht Pflege! Ist es denn nicht möglich, ihn gegen eine hohe Summe auf freien Fuß zu bekommen?"

Portez Gil schaut in Vics Augen und ein verstehendes Lächeln huscht über seine schmalen Lippen. „Gut, das ginge. Wie hoch ist Ihr Anteil am Ertrag der Dodson Company?"

„Leßner und ich verfügen zusammen über zehn Prozent."

„Zehn Prozent! Das würde genügen. Sie und Ihr Freund werden Ihre sämtlichen Rechte als Sicherstellung für die Hinterbliebenen und für das Erscheinen Ihres Freundes zum Prozeß der Mexikanischen Regierung übertragen. Wenn Sie damit einverstanden sind, kann ich Ihnen das fast sichere Versprechen geben, daß Ihr Freund aus der Untersuchungshaft entlassen wird."

Vic springt auf und hält in aufwallender Dankbarkeit und Freude dem mächtigen Manne die Hand hin: „Ich danke Ihnen, Señor!"

*

Vierzehn Tage später . . .

Die schwere Tür im Gefängnishof von Victoria öffnet sich knarrend. In das fahle Licht des frühen Morgens tritt ein düsterer Zug. Voran ein Trupp Militär, dann ein paar Männer in dunklem Zivil, zum Schluß, begleitet von zwei Guardias, der Mann, in dem viele noch vor wenigen Wochen den Gouverneur von Tamaulipas sahen, Porfirio Legueiro. Er trägt denselben schwarzen Anzug, den er auf dem Balkon des Hotels Miramon, auf dem Höhepunkt seiner Macht, getragen hat. Aufrecht geht er seinen letzten Gang, seine Haare sind sorgfältig zurückgebürstet, seine Wangen glattrasiert, an seinen Fingern glitzern die zwei haselnußgroßen Brillanten.

Ohne Zögern geht er zur Mauer, weist die Binde zurück, wendet sein Gesicht den Gewehren entgegen. Es ist der letzte Teil der großen Kommödie seines Lebens und er soll sich würdig der früheren anschließen. Eine brennende Zigarette im Mund, zieht er, während schon das erste Kommando des Offiziers ertönt, langsam seine Ringe von den Fingern und wirft sie den Soldaten zu. „Trefft gut, Compañeros! Viva . . ."

Der scharfe Knall der Gewehre verschlingt sein letztes Wort: „Mexico . . ."

*

Die „Maryland II", ein Öltankdampfer der Huesteca, liegt abfahrtbereit im Hafen. Sie bringt viele hundert Tonnen gereinigten Öls nach Newyork. Sie bringt auch zwei Menschen in die Freiheit, die Dodsons Erbe erkämpft und soeben ihren Anteil an Tantajuca für den Aufbau einer neuen Zukunft versilbert haben.

Die Zollkontrolle ist überstanden, die hohen Wellen des ewig unruhiges Golfes branden an den Flanken des Schiffes. Aus der Kapitänskajüte treten zwei Männer. Der kleine, blasse trägt einen Verband um die Stirn, der größere hält ihn am Arm fest und führt ihn zum Heck.

Zwei blaue Augenpaare schauen nach der Küste, die langsam im Abendnebel verschwimmt. Noch sind sie nicht frei, noch hängen ihre Gedanken wie mit Ketten an dem unbarmherzigen Stück Erde. Doch mit jedem Schraubenschlag des Schiffes verblassen die Gestalten der Menschen, verlöschen die harten Umrisse des Turmes von Tantajuca. Ein Schmerz nur, ein einziger Schmerz bebt unerlöst im Herzen des einen. Estrellita, Sternchen! Auf einem schlichten Grabhügel im Friedhof von Victoria liegt ein Strauß blutroter Hyazinthen.

Und mit jedem Schraubenschlag des Schiffes wächst aus einem vergessenen Winkel ihres Herzens eine leise, heiße Freude, wächst das alte, totgeglaubte Gefühl der Verbundenheit, der Kameradschaft. „Es wird alles wieder, wie es war", sagt ihr stummer Händedruck, „so wie damals, bevor das Wort Chapopote zum erstenmal in unser Leben trat. Aber jetzt haben wir den letzten Einsatz gewonnen!"

Der weiße Dunstschleier, der an der Küste klebt, steigt langsam höher, greift nach den wuchtigen Ölbehältern, nach den Fabriken, nach den hohen Schornsteinen. Eine gütige Hand zieht den Vorhang zu vor dem Schauplatz einer Tragödie, wie Tampico hunderte gesehen hat.

— Ende. —

Ein Mast bricht über Bord.

Skizze von Paul Jacob=Langenbeck.

Ihr kennt die breiten Küstensegler der Ostsee, die Ewer und Tjalken mit einem Mast nur und einer Großluke dahinter! Vielleicht habt ihr auch noch den Bestmann Jobst Greve in Erinnerung, diesen pommerschen Riesen, der vor dem Mast groß geworden ist, in den verräucherten Logis, zwischen Taurollen, Teer und Mennige. Der Mast war für ihn der Grenzpfahl zwischen Vor= und Achterdeck, zwischen ihm und dem Schiffer. Die Schiffer fanden sich damit ab, zogen womöglich die Grenze noch schärfer, kamen ebenso wenig in das Logis, wie Jobst in die Kajüte. So war es auch auf der Tjalk „Adele", wo diese Geschichte sich abspielt . . .

Die „Adele" sollte eine Ladung Kalisalz von Harburg nach Stettin bringen. Beim Ablegen vom Kai hakte ihr Mast hinter einen Kran. Der Mast bog sich wie unter dem Anprall einer wuchtigen Böe. Krachend riß das Deck. Notdürftig wurde es wieder mit Teer und Werg gedichtet. — — —

Grobe See läuft im Fehmarn Belt. Woge um Woge schwemmt über das Setzbord. Im Logis brandet das Wasser bis unter die Kojen. Wir müssen umziehen, nach achtern, in die Kajüte.

Jobst will aber nicht. Jobst will lieber im Logis versaufen. als dem Schiffer ein gutes Wort gönnen.

Ob es im Logis wirklich so schlimm aussähe, fragt der Schiffer. Er geht aber nicht hin. Kommt nur bis an den Mast. Zwei Schritte sind es noch bis an die Logistür, doch diese zwei Schritte macht er nicht.

Der Mast knarrt hin und her, zerrt an den Stagen und Pardunen. Mit bedenklichem Gesicht kommt der Schiffer wieder nach achtern. Ich aber darf mich in seine Koje legen.

Schlaflos lausche ich. Wie irgendwo weit in der Fremde komme ich mir vor. Gar nicht wie an Bord unseres Schiffes.

Schwer stampft die Tjalk. Die See rauscht. Harte Schläge dröhnen. Und mit einem Male weiß ich: der Mast ist los! der Mast schlägt von Backbord nach Steuerbord — und umgekehrt. Ich renne, an Deck zu kommen.

Zerrissenes Tauwerk knallt, das Segel schwabbt, wild haut der Mast. „Jobst!" brülle ich auf. „Wo ist Jobst?" Ist er schon ertrunken im Logis?"

„Jobst?"

Jobst lieg in der Koje. Kaum, daß er sich rührt. Ob der Schiffer „alle Mann an Deck" befohlen hätte? Nein, davon hat der Schiffer nichts gesagt. Jobst dreht sich um, zieht die nasse Decke über die Ohren.

Draußen an der Tür treffe ich den Schiffer. Wollte er zu dem Bestmann, wollte er wirklich in das Logis gehen?

Der Schiffer ist ratlos — fragt, was man tun könne. Mich, den Leichtmatrosen, fragt er! Was kann ich schon wissen?! Da kommt Jobst an Deck. — —

Hinter sich her schleppt er eine Stahltrosse. Ein Ding, schwer genug für zwei Mann. Spähend fliegen seine Augen an dem Mast empor. Jetzt hat er die Stelle, wo er die Trosse festbinden kann. Schon duckt er sich, springt, ist ran — —. Furchtbar die Wucht des überholenden Schiffes. Krachen, heulendes Pfeifen. Ein langer Schatten schlägt nach Steuerbord. Gräßlich kreischend zersplittert Holz. Ein Schlag! Hochauf spritzende Gischt. Der Mast ist über Bord gebrochen. Träge schwabben Stagen und Pardunen über die Reling. Bei der Verschanzung liegt Jobst. So eben und eben kriegen wir ihn noch zu fassen. Hinter uns her fegt donnernd die See.

Im Logis kommt er wieder zu sich. „Wo ist der Mast?" fragt er.

„Der Mast ist weg!" antwortet der Schiffer — — —.

Verletzt ist Jobst weiter nicht. Nur eine mächtige Beule hat er an seinem pommerschen Schädel. Die wird sich schon geben, denke ich mir.

Dann geht es an die Arbeit. Der Schiffer kriecht neben Jobst auf den Knien, um Werg in die aufgerissenen Decksplanken zu stopfen. Nach „Klar Deck" gibt es in der Kajüte für alle Mann Schwarzbrot, geräucherte Mettwurst und einen Rum dazu. Jobst kriegt zwei, weil er der Bestmann ist. Dann bringt der Schiffer den Hilfsmotor in Gang und nimmt das Ruder. In der Kajüte rollt sich Jobst für den Rest seiner Freiwache in eine trockene Wolldecke.

Worauf es ankommt . . .

Von Lothar Sachs.

Viele begehen den Fehler, daß sie ihre Freunde zu hoch und ihre Feinde zu gering einschätzen.

*

Es kommt im Leben nicht darauf an, was man sein möchte, sondern was man sein kann.

*

Es ist besser, wenn man langsam im Sprechen als langsam im Zuhören ist.

*

Die Überklugen sind unerträglicher als die Dummen.

*

Die meisten halten nur den für klug, der ihrer Meinung ist.

*

Die wenigsten Menschen haben eine eigene Note. Sie verfallen immer in die Melodie, die andere pfeifen.

*

Es ist leichter, ein Urteil als ein Vorurteil zu widerlegen.



Der Leopard greift an!

Von Freiherr von Bischoffshausen=Giersdorf.

Mit meinem Berliner Freunde jagte ich in der italienischen Kolonie Erythräa unweit der früheren abessinischen Grenze. Endlich hatten wir auch eine günstige Gegend gefunden, deren Reichtum an Wild sich wohl hauptsächlich aus der Tatsache herleitete, daß sie äußerst abgelegen und einsam war. Jedenfalls fehlte es dort nicht an Wild, und wir machten gute Strecken. Vor allem spürten wir viel starkes Raubwild.

Die suppentellergroßen Fährten von Löwen hatten wir mehrfach im Sand gefunden, auch zahlreiche Leoparden gespürt, von den vielen Hyänen ganz zu schweigen. Der Tagesmarsch der Karawane war lang und heiß, und deshalb schlugen wir bald unser Lager auf.

Wir waren alle reichlich müde. Auch ich suchte, nachdem ich ein Perlhuhn verzehrt hatte, bald mein Zelt auf, schlüpfte in den Schlafanzug, blies die Windlichter aus und kroch unter das Moskitonetz. Wie lange ich bereits geschlafen hatte, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls erwachte ich von einem fürchterlichen Lärm im Lager, Menschen schwatzten und riefen wild durcheinander, Maultiere und Pferde wieherten und schnaubten, Esel schrien, und Kamele brüllten aus Leibeskräften. Gleich darauf stürzte auch Mahari, mein schwarzer Boy, ins Zelt und rief in höchster Erregung: „Signore Barone, Leopardo venuto!" Der Leopard ist gekommen!

Schnell sprang ich auf, ergriff meine Büchse und eilte im Schlafanzug hinaus. Hier herrschten Wirrwarr und Aufregung. Die Eingeborenen waren ganz aus dem Häuschen. Jeder einzelne wollte uns klarmachen, daß gerade er die Hauptsache erlebt hätte und beinah vom Leoparden aufgefressen worden wäre. Es kostete Zeit und Mühe, festzustellen, was eigentlich vorgefallen war. Zunächst hatte es der Leopard auf unsere Esel abgesehen. Das von ihm angesprungene Tier hatte dann durch seine Angst= und Schmerzensschreie alles wach gemacht, und als die Askari mit lautem Klappern die Verschlüsse ihrer Karabiner aufrissen und luden, da hatte der Räuber von seinem Opfer abgelassen und war im Dunkel der Nacht verschwunden.

Als der Morgen dämmerte, brachen wir auf. Wir waren drei Europäer, wir beiden Deutschen und ein Italiener, der Führer unserer Karawane. Außerdem hatten wir noch unsere drei schwarzen Diener mit. Die starke Fährte war leicht zu halten. Zunächst war der Leopard sehr flüchtig abgegangen, dann aber war er gemächlich in einem trockenen Flußbett weitergeschnürt. Als er aber nach einiger Zeit in das steinige Bett eines Nebenbaches eingebogen war, konnten wir die Fährte nicht mehr sehen. Die steilen Wände der Schlucht waren mit dichtestem Dornengestrüpp bewachsen, in das man so gut wie gar nicht hineinsehen konnte. Nur das etwa zwei Meter breite eigentliche Bachbett bot eine freie Gasse, auf der wir vordrangen.

Niemand konnte wissen, wo der Leopard stecken würde, und völlig unvermutet konnten wir mit ihm zusammenstoßen. Mein Freund, der Berliner, war an der Reihe zu schießen und ging voran, dann folgten der Italiener und ich nebeneinander. In weitem Abstand gingen sehr vorsichtig die drei Schwarzen. Wir trugen unsere Büchsen schußfertig in den Händen, etwa so, wie man bei uns mit der Flinte bei der Hühnerjagd herumläuft. Ziemlich weit waren wir schon dem Bachlauf gefolgt, und die Schlucht wurde bereits sehr schmal. Plötzlich strauchelte mein Freund über einen losen Stein, stolperte zwei, drei Schritte nach vorn und wäre fast hingefallen. In diesem kritischen Augenblick schnellte der Leopard in rasender Flucht aus dem Dickicht auf ihn zu. Der Italiener und ich schossen sofort gleichzeitig, und wie ein Hase überschlug sich die gelbbraune Großkatze so dicht vor dem Berliner, daß ihr langer Schwanz laut an seine Ledergamaschen klatschte.

Jetzt erst kam uns die Größe der Gefahr, in der unser Freund ge[illegible]ebt, voll zum Bewußtsein, aber er sagte als waschechter Berliner nur: „Det hat nochmal jut jesangen!"

Die Erde verliert ihre Ackerflächen.

Die Verlustziffern der amerikanischen Provinzen.

Daß Amerika seit einigen Jahren in zunehmendem Maße mit dem ungeheuer ernsten Problem, den Schwund seines landwirtschaftlich genutzten Bodens, zu kämpfen hat, ist bekannt. Man weiß auch längst, daß es keineswegs die „Staubstürme" sind, die man für dieses „Wegfressen" des Bodens verantwortlich machen darf, denn Stürme hat es in Amerika zu allen Zeiten gegeben. Auf einem Londoner Kongreß, der von landwirtschaftlichen Fachleuten der ganzen Welt besucht war, wurde jetzt offenbar, daß dies Problem in allen Erdteilen akut geworden ist. Es wurde beschlossen, durch die „Imperial Bureaus of Soil Science" in England von allen betroffenen Ländern Material über die verschiedenen Erscheinungsformen der Erosion einholen zu lassen, um Abwehrmaßnahmen auf breitester Grundlage vorzubereiten. Man will zunächst zu ermitteln versuchen, wie groß der Schaden ist, den schon heute der Verlust landwirtschaftlichen Kulturbodens für die Ernährungslage der Welt bedeutet und in welchem Maße die Unfähigkeit des Bodens, weiterhin landwirtschaftliche Erträgnisse zu liefern, jährlich fortschreiten würde.

Besonders in Mitleidenschaft gezogen werden, wie G. R. Hard im „Berliner Tageblatt" schreibt, von dieser Erscheinung neben den mittelwestlichen Staaten der USA vor allem die sogenannten Prärieprovinzen Kanadas, Afrika, China, Indien, Australien, Rußland, einige Länder rings um das Mittelmeer, Niederländisch-Ost-Indien und die Westindischen Inseln. Genauere Zahlen über den bereits angerichteten Schaden sind vorläufig nur für Amerika erhältlich. 110 000 000 Acres (ein Acre gleich rund 40 Ar) sind hoffnungslos in Wüste verwandelt. Eine noch größere Fläche, nämlich 150 000 000 Acre, hat bis heute drei Viertel ihres landwirtschaftlichen Bodens verloren. Bei weiteren 900 000 000 Acres hat die Erosion teilweise schon die Hälfte der Erdschicht erfaßt. Ihre Ursachen sind zum Teil bekannt. In Amerika zum Beispiel haben die Farmer seit Jahrzehnten ohne Unterbrechung Weizen und andere Getreidesorten gesät, ohne an einen Kräfteausgleich zu denken.

Die verschiedenen Ursachen zeigen überall dieselbe Wirkung. Zunächst wird der Boden weniger ertragreich. Dann verliert er seine Festigkeit und wird schließlich pulverförmig. Regenfluten und Wind tragen ihn hinweg. Teilweise erscheint darunter der nackte Steinboden. Die Anstrengung, mit der die Natur in Jahrmillionen einen für die Menschheit landwirtschaftlich nutzbaren Boden entstehen ließ, ist von den Menschen in erschreckend kurzer Zeit zunichte gemacht. Die Amerikaner haben ausgerechnet, daß in fünfzehn Jahren nur noch ein Viertel der heute verfügbaren landwirtschaftlichen Fläche für die Ernährungswirtschaft vorhanden sein wird, falls — nicht unbedingt wirksame Gegenmaßnahmen getroffen werden, die allerdings bei der Ausdehnung des betroffenen Gebiets an den Menschen ganz gewaltige Anforderungen stellen. In Afrika ist es offensichtlich geworden, daß sich die Wüste Sahara aus gleichen Ursachen in südöstlicher Richtung auf die britische Kolonie Uganda hin vergrößert. Kulturhistoriker sind durch diese Vorgänge der Jetztzeit zu der Überlegung angeregt worden, daß ganze Kulturzentren in vorgeschichtlicher Zeit durch genau die gleichen Erscheinungen (daß die Menschen also nicht verstanden, den Boden, dessen Erträgnisse allein ihr Leben garantierten, richtig zu behandeln) zugrunde gehen mußten. Heute findet der Archäologe nur noch die Spuren vergangener Kulturen. Vielleicht sind das die Ursachen ihres Unterganges . . .

Ein erschöpfter Boden kann durch geeignete Behandlung wieder zu Kräften gebracht werden, ein weggefressener Boden dagegen ist auf Jahrhunderte verloren, bis es der Natur gelingt, ihn von neuem aufzubauen. Im allgemeinen bezeichnet man einen landwirtschaftlichen Boden als „tief", wenn er das darunter liegende Gestein oder unfruchtbare Schichten mindestens 60 bis 65 Zentimeter hoch bedeckt. In London wurde festgestellt, daß heute an vielen Stellen des Erdballs landwirtschaftlicher Boden jährlich in einer Stärke von 1,25 Zentimetern verloren geht, so daß also in einem halben Jahrhundert der bloße Untergrund zutage treten würde. Die Italiener versuchen, dem Übel durch neuartige Methoden des Pflügens und Erntens entgegenzuarbeiten. In Kanada sind die Farmer jetzt verpflichtet, Jahr um Jahr abwechselnd Weizen und Gras zu säen. Selbst England ist neuerdings von der Erosion nicht verschont geblieben, wenn das betroffene Gebiet zunächst auch noch klein ist. Die Regierung hat Mittel in Höhe von 37 Millionen Mark zur Verfügung gestellt, um der Landwirtschaft eine ausreichende Düngung zu ermöglichen. Diese Maßnahme ist vorsorglich für den Fall, daß England eines Tages gezwungen sein könnte, seine Landwirtschaft erheblich intensivieren zu müssen, ohne dadurch eine Katastrophe heraufzubeschwören.



Bunte Chronik



Des Schlangenbeschwörers Saya Wa tragisches Ende.

Saya Wa war ein Schlangenbeschwörer, dessen Ruhm durch ganz Indien ging. Sein Schicksal aber ereilte ihn nun doch, als er eine Schaustellung in Burma gab. Wie gewöhnlich wollte er vor aller Öffentlichkeit beweisen, daß ihm Schlangenbisse nichts anzuhaben vermöchten. Ganz unvorsichtig ging nun Saya Wa nicht zu Werk, denn er hatte eine Salbe erfunden, mit der er seinen Körper einrieb, bevor er seine Vorstellungen gab. So stieg er auch diesmal wieder siegesgewiß auf das Podium. Aber eine seiner Schlangen schien höchst programmwidrig Sehnsucht zu haben, aus der Kiste zu entkommen. Sie schnellte plötzlich empor; ehe Saya Wa Zeit hatte, sich ihrer zu erwehren, zischte sie böse auf und biß zu. Die Salbe des Schlangenbeschwörers half nichts, denn dieser ganz unvorschriftsmäßige Biß hatte, im Gegensatz zu den vielen Schlangenbissen, die Saya Wa bisher ungestraft einstecken konnte, die Wirkung einer recht bösen Vergiftung. Saya Wa war eben doch nicht immun; er starb unter schrecklichen Schmerzen im Krankenhaus.

Gegen die Umdichtung von Weihnachtsliedern.

Der Berliner „Angriff" bringt unter der Überschrift „Kann man Weihnachtslieder umdichten"? einige Beispiele von „zeitgemäßen" Umänderungen der alten Weihnachtslieder, die einige der sogenannten „Konjunkturritter" für notwendig befunden haben. Da ist zum Beispiel das bekannte Lied „O du fröhliche". „Die gnadenbringende Weihnachtszeit" eingangs mochte noch hingehen", schreibt der „Angriff", „aber dann — mit einem kühnen Sprung hinein in die germanische Götterlehre — hieß es nun: „Welt lag in Banden, Baldur ist erstanden", „Eine andere Verbesserung desselben Textes lautet: „Sonne, neu geboren, bist zum Sieg erkoren. Lichterbaum, du kündest die Frühlingszeit". „Ihr Kinderlein kommet" wird folgendermaßen umgebaut: „Schon tönt aus der Ferne des Glöckleins Schall. Zwölf Rehlein, vor goldenen Schlitten gespannt, die bringen das Lichtkind ins glitzernde Land". „Dann wenden wir uns mit Grausen ab", bemerkt der „Angriff" dazu.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.